

Wer am Mond vorbeifliegt, landet zumindest bei den Sternen

Die Region Québec hat sich erst jüngst gegen eine Abspaltung von Kanada ausgesprochen, doch Themen wie Freiheit sind deswegen nicht vom Tisch. Neue Rebellen beleben Montréal mit ihrer Selbstverwirklichung.

Von Birgit Weidt



Prickelnder Schaum auf den Lippen. Eine Frische, die langsam am Gaumen entlang ein von leichter Bitterkeit begleitetes Hochgefühl verbreitet. Xavier schnalzt mit der Zunge und seufzt. Der erste Schluck Bier. „La Rebelle Québécoise“, gebraut in Montréal. Es ist seine Stammmarke. „Eine ernstzunehmende Stadt“, sagt er, „hat immer ihr eigenes, verdammt gutes Bier! Deshalb verstehe ich nicht, dass bereits in Ontario die Leute fast nichts über uns wissen. Filmstars, Sänger, Musiker, Literaten, so gut wie unbekannt!“

Das wurmt ihn, denn der Mann ist Musiker. Schwarze Mähne, schwarzes Jackett, schwarze Hose. Früher war er Punkrocker, heute spielt er „rock-indé“, Indie-Rock. Xavier nimmt noch einen Schluck und lehnt sich entspannt zurück. Der Soundcheck im Café Campus ist beendet, die Bühne ist für das Konzert „angerichtet“, wie er es nennt.

Am Abend dann zucken Scheinwerfer, über das dichtgedrängte Publikum fließt rotes Licht. Sein erster Song gleicht einer Hymne: „Montréal.“ Die Leute jubeln, tanzen. „Die Stadt, sie wird mir meine Verrücktheit zurückgeben!“ singt er. Ja, verrückt sein, verrückt danach zu leben, zu lieben, zu brennen wie eine Kerze an beiden Enden zugleich! Die linke Hand umfasst das Mikrofon, ein extra Lichtkegel strahlt sie an. Auf die Fingerrücken eintätowiert die Buchstabenkette l-o-v-e.

Für den Vierzigjährigen ist Liebe, ist Lieben als Übertretung substantiell. Als Abgrenzung gegenüber jenen, die übervorsichtig in jeglicher Ordnung verharren. In der Politik, im Büro, im Bett, bereits beim Küssen. Seine Musik soll Leidenschaft entfachen, mit betäubenden Bässen und kreischenden Elektro Sounds: „Es muss weh tun in den Ohren und im Körper zu spüren sein“, sagt Xavier. „Nach dem Prinzip: Wenn du Kopfschmerzen hast und dir jemand mit einem Hammer auf den Zeh haut, sind wenigstens die Kopfschmerzen weg.“



Der Schnee ist echt, das Eis ist gemalt: Straßenverschönerung in Montréal.

Foto: Christiane Muschi / Reuters

Frankokanadische Musiker haben es nicht leicht in Kanada, denn in der Region Québec leben so wenig Menschen, dass es sich für Bands kaum lohnt, über die heimatischen Lande zu touren. Und in Kanada selbst ist die Konkurrenz zur anglophonen Musik groß. Gegen die versucht Xavier in québécoiser Muttersprache anzusingen: Zivilisiertheit ja, aber auch Kritik daran; Bürgerlichkeit auch, doch ebenso der Versuch, ihr zu entkommen. Tradition nur mit dem Ansinnen, sie zugunsten von etwas Neuem aufzulösen.

Der Mann hat alles über den „Summer of Love“ von 1968 gesammelt – Dokus, Konzertmitschnitte, Platten. Inspirationen holt sich er sich Jahr für Jahr auf dem hausgemachten „Woodstock en Beauce Festival“, das zwischen Montréal und Québec, auf dem Gelände des Saint-Ephrem-de-Beauce, stattfindet: „Dort haben Tausende meinen Montréal-Song mitgesungen!“ sagt selbstbewusst ein Mann, der einst auf Friedhöfen geprobt hat, um seine anfängliche Angst vor Auftritten zu überwinden.

Sich erinnern, das möchte auch sein Freund Jean-Marc Vallée, der in Montréal geborene Regisseur, einigen bekannt durch seinen Film „C.R.A.Z.Y.“ – „Verrücktes Leben“. Gerade stemmt er ein neues Projekt, einen Film über Janis Joplin, der 2015 in die Kinos kommen soll. Amy Adams ist Janis Joplin, die Kleindarsteller kommen aus Montréal. Vallée spürt ein neues Interesse an dem Lebensgefühl von damals: „Manche Stars sind wie Ster-

ne, scheinen noch, obwohl sie aufgehört haben zu leben. Die neue Generation lebt nicht mit einer Absage an die Gesellschaft, sondern sieht ihr stärker als zuvor Individualität entgegen.“

Wie einst Jack Kerouac. Der amerikanische Schriftsteller erlebt gerade ein Comeback in Montréal. Wegen seiner frankokanadischen Vorfahren sprach er den Dialekt von hier. Im kommenden Jahr soll „On the Road“ auf die Bühne gebracht werden, auf Québecois. Im Café Campus. Die kleine Kunsthalle ist das kulturelle Drehkreuz der Stadt, direkt am Boulevard Saint-Laurent. Künstler, Designer, IT-Freaks, Studenten, Manager, hier kommen Menschen zusammen, die sich auf unterschiedlichste Weise verwirklichen wollen. „Werde, was du bist“, nennt das Xavier und fügt hinzu: „Oder was du zumindest glaubst zu sein!“

Der Boulevard Saint-Laurent, eine Art Grenze zwischen den frankophonen und anglophonen Vierteln, war schon immer ein wichtiger Treffpunkt in Montréal. Einst Einfallstor für Generationen von Einwanderern, die sich hier ihr neues Leben aufbauten, ist er bis heute ein Phänomen an Vielfalt. In den viktorianischen Bauten sind jüdische Bäckereien neben libanesischen, indischen und mexikanischen Trödelmärkten untergebracht. Schulter an Schulter finden sich Modeboutiquen, Designerläden, Biomärkte, Feinkostgeschäfte, Tanzschulen, Buchläden, Kunstgalerien. Türkisfarbene Girlanden an roten Backsteinmauern, ein Blumenge-

schäft, das „Pourquoi pas“ heißt, die Fleischerei Schwartz's, bei der die Leute Schlange stehen, ein Lebensmittelladen „Altes Europa“, die Friterie „Patati Patata“ mit einem Mischmasch an Fastfood auf hohem Niveau. Elf Kilometer ist die Promenade lang, von der Sommerville Avenue bis zur Rue de la Commune. Den besten Überblick hat man vom 228 Meter hohen Hausberg Mont Royal.

W er den Boulevard entlangläuft, verlangsamt ganz automatisch den Schritt. Beginnt zu schlendern. Zu flanieren. Viele Häuserwände sind auffällig bemalt, meterweit, meterhoch bemalt: nachdenkliche Mädchengesichter in der Präzision einer Fotografie; grinsende Alte, die Karten spielen; eine schmuckbehängte Zombiedame, die mit Goldringen jongliert; ein vierzügiger Typ mit Handy; grüne Fische unter rostfarbenem Dinosaurierskelett. Manches zaubert, manches so abstoßend, dass man immer wieder hinschaut. „Das ist unser Konzept!“, sagt André Bathalon, der Chef von „Mural“, einem Verein, der die Wandmalereien koordiniert und instand hält: „Unser aller Blick hat sich doch längst an den Häuserfassaden abgearbeitet, im Alltag nehmen wir vieles nicht mehr wahr. Wir wollen provozieren!“ André, ein Mann um die dreißig mit streng nach hinten gekämmten, glatten Strähnen und rötlichem Rauchschebart, scharf Künstler um sich, organisiert das Einverständnis der Stadtväter

für die Bemalung freier Wände und akquiriert Gelder für das benötigte Material.

Einmal im Jahr findet das Mural-Festival auf dem Boulevard Saint-Laurent statt, vor allem, um vor den Wandbildern mit Passanten ins Gespräch zu kommen. Im vorigen Jahr kamen achthunderttausend Besucher. „Ein bisschen Graffiti kann jeder, wir aber machen überdimensionale Straßenkunst. Unsere Open-Air-Galerie ist auch ein Happening für Handys. Ich lese im Internet immer wieder Kommentare wie: ‚Wow, das war wo, ach, in Montréal!‘“

Wie das Café Campus, so ist auch Laika ein Treffpunkt der Kreativen. Hier gibt es keine Live-Musik, hier legen einheimische DJs auf. In dem langgestreckten Raum im Retrochic der sechziger Jahre, mit Cocktailsesseln und Bistroschischen, werden Netzwerke geschmiedet und Ideen ausgeheckt. Benannt ist das Café nach der russischen Hündin Laika, die mit einer der ersten russischen Raketen ins All flug. Pläne müssen weit reichen, sagt Xavier, der hier oft nach seinen Konzerten gemittelt eintrifft. „Man sollte sich bis zum Mond träumen! Verfehle man ihn, war man noch immerhin bei den Sternen.“

Er reibt sich nachdenklich den Nacken. Seine Pläne sind ein wenig hölzerner: Gegen das Establishment sein. Macht sei schlecht, sagt er, und Fleischessen sei Mord. Dazu das Gefühl von Zukunftsskepsis: „Deswegen müssen wir enger zusammenrücken.“ Und: zusammen essen. Das

macht man im Restaurant Robin des Bois, der französische Name für Robin Hood. Die Inhaberin des Non-Profit-Projekts ist Judy Serway. Sie sorgt dafür, dass Gewinne und Trinkgelder an örtliche wohltätige Einrichtungen gespendet werden.

Blumenmuster an den Wänden, lange, dunkle Holzstühle, grüne, rote Stuhlbezüge, ein meterlanger Spiegel, Marmortheke. Robin des Bois ist gut besucht. Auch hier ein kunterbuntes Publikum – Richter, Notärzte, Studenten, Hausfrauen, Ex-Junkies und viele Einwanderer, die sich noch fremd fühlen in der Stadt und Leute treffen wollen. Dazu Menschen wie Xavier – Künstler, Musiker.

An der Kreidetafel ist das Tagesgericht angeschrieben: Huhn mit Zitronengras, Schweinerippchen in Bier-Honig-Sauce, ein Risotto mit Karottensaft und sautierten Waldpilzen. Apfelkuchen und Crêpes mit Ahornsirup. „Die Welt im Kleinen gerechter zu machen kann gut schmecken!“ Xavier bestellt das Hühnchen. So viel zum Mord!

Und dann gibt es noch eine Art Kochen, die das nationale Selbstbewusstsein schürt. Das zumindest ist der Anspruch im Luxusrestaurant Toqué. In Abgrenzung der französischen und kanadischen Küche schuf Relais & Chateau-Koch Normand Laprise die nouvelle cuisine québécoise. Er krepelt die Küche um und zelebriert Menüs mit strikt lokalen, saisonalen Produkten. Die Zutaten liefern Bauern, die der Chef persönlich kennt, meistens von kleinen Agrarproduzenten im Umland. So kommen traditionelle Produkte auf den Tisch wie Dotterblumenöl, süßes Farnkrautgewürz und eingelegte Holunderbeeren. Diese Terroir-Gastronomie bauchpinselt die kulinarische Identität Montréal. „Es ist ein kulinarischer Befreiungsschlag von der dominanten französischen Küche, die noch bis vor kurzem das Maß aller Dinge war“, sagt Normand. Auch andere Köche kochen in ihren Restaurants mittlerweile patriotisch, im Maison Publique, im Lawrence oder die Au Pied de Cochon.

Es sind nicht nur die Jungen, die Montréal mögen, es sind auch die Älteren, die sich von dieser Strömung aus Kreativität und Selbstbewusstsein angezogen fühlen. Etwa die Schriftstellerin Hélène Dorion. Ihre Bücher sind preisgekrönte Liebesgeschichten, aber auch gesellschaftskritische Geschichten, die sich etwa gegen den bis heute großen Einfluss der katholischen Kirche richten. Für sie ist die Stadt so besonders und anziehend, weil es neben der dynamisch-schöpferischen Seite auch eine melancholische gebe. Zwar sei sie ein grundpositiver Mensch, doch Gefühle wie Sehnsucht, Traurigkeit und Fernweh inspirieren sie zum Schreiben. „Melancholische Stücke müssen nicht immer traurig sein“, sagt sie, „sie sind auch sinnlich und tiefgründig.“

Wenn die kleine, zerbrechlich wirkende Frau dann doch einmal von Schwermut heimgesucht wird, geht sie in den Zirkus. Die Auswahl ist groß, denn in Montréal gibt es drei Zirkusse, sogar eine Schule für Gaukler und mit La Tohu eine zentrale Spielstätte für jeglichen Klamauk.

„Kooza“, das aktuelle Stück vom Cirque du Soleil, ist ihr Favorit: Ein trauriger Einzelgänger macht sich auf die Suche nach seinem Platz in der Welt. Zwischen König, Trickser, Taschendieb und unaussehlichem Touristen erlebt die sensible Hauptfigur im Harlekinanzug Höhenflüge und Nervenkitzel und wird irgendwann aus ihrer trostlosen Selbstbezogenheit herauskatapultiert. Fast könnte man die Inszenierung als Rätegeber verstehen, als Anweisung für die Stadt und jene Bewohner, denen der Schwung noch ein wenig fehlt. „Ohne Zirkus wären so manche meiner Bücher ungeschrieben geblieben“, sagt Hélène. Und sie bestellt ein „La Rebelle Québécoise“.

Unterwegs

Welches Fußballspiel, bitte?

Vom Dasein als Zwerg oder Riese auf Reisen / Von Jan Koneffke

Auf Reisen kann es passieren, dass man sich unvermutet als Riese unter Zwergen wiederfindet – oder auch als Zwerg unter Riesen. In Venezuela zum Beispiel gehörte ich, der ich eher von mittlerer Statur bin, eindeutig zu den großgewachsenen Männern. Dabei wurde ich, der blässhäutige Riese, von den Venezolanern wiederholt für einen Nordamerikaner gehalten. Die spöttischen bis feindseligen Bemerkungen, die dem vermeintlichen Gringo galten, verstummten jedoch sofort, ja verwandelten sich in freundlich-verlegene Entschuldigungen, sobald ich mich als Deutscher zu erkennen gab. So erfuhr ich, dass die Deutschen in Venezuela als das fortschrittlichste Volk der Welt gelten, während sich Spanier, Franzosen und Engländer durch ihre Kolonialgeschichte in Misskredit gebracht haben, ebenso die Amerikaner: durch ihren neokolonialistischen Einfluss in den vergangenen Jahrzehnten. Ohne etwas dafür getan zu haben, nur weil die süddeutschen Kaufmannsfamilien schon fünfzig Jahre nach der Entdeckung Amerikas bei der Ausbeutung des neuen Kontinents bankrottgegangen waren, während die Spanier dafür dreihundert Jahre brauchten, schlug mir also Bewunderung entgegen, wurde aus dem verachteten im Nu ein gerngesehener Riese.



Erzählen aber will ich davon, wie ich in Paris zum Zwerg wurde und eine Häme erntete, die ebenso unverdient war wie die Bewunderung in Venezuela, zumal sie gar nicht mir, dem Deutschen, galt.

Vielleicht begann alles schon damit, dass ich zwei Jahre zuvor meine spätere rumänische Frau ausgerechnet auf einem Maskenball der französischen Akademie in Rom kennenlernte. Dass ich bei dieser Gelegenheit maskiert war, sie hingegen nicht, verhalf mir vermutlich zum unverhofften Erfolg bei der jungen Architektin aus Bukarest, zumal ich nicht einmal meine Maske vom Gesicht ziehen konnte, denn eine befreundete Maskenbildnerin hatte sie mir mit Farben auf die Haut gemalt. Nun war ich weder ein Deutscher

noch ein Franzose oder Römer, sondern erinnerte die einen an eine Katze, die anderen an eine Blume und die ganz finster Gestimmten an den Tod.

Mein schillernder Auftritt zeigte jedenfalls Wirkung, neben der Tatsache, dass ich mich, anders als die italienischen Kollegen der jungen Architektin, durchaus in der Lage zeigte, Bukarest von Budapest zu unterscheiden: Dieses Minimum an Kenntnis brachte mir bereits das Maximum an Anerkennung ein. Mit anderen Worten: Ich hatte leichtes Spiel, mich in ihren Augen als Riese unter lauter Zwergen zu erweisen.

Zu dieser Zeit lebten wir beide in Rom. Und da sie das Deutsche nicht beherrschte, während ich nicht die geringste Ahnung vom Rumänischen hatte, wurden wir auf Italienisch ein Liebespaar und die Landes- zu unserer Intimsprache.

Im Jahr 2000 verbrachten wir unsere Flitterwochen in Paris. Für meine Frau war es das erste Mal, dass sie die Stadt, den Sehensort schlechthin, erreichte. Sie kannte sie allerdings, wie sich herausstellte, um Längen besser als ich, der Paris schon etliche Male besucht hatte. Kaum ein Gebäude, das der Aufmerksamkeit wert war, von dem sie nicht sagen konnte, wer es wann erbaut hatte, welchem Zweck es diente oder welche Beson-

derheiten es aufwies, während sich mein Wissen auf Notre-Dame oder Louvre beschränkte. Ob einzelne Straßenzüge oder der Grundriss der Stadt – sie hatte sich schon in ihrer Jugend mit Paris so intensiv vertraut gemacht, wie man es nur tut, wenn man guten Grund hat, anzunehmen, dass man dies Ziel niemals erreichen wird. Vor dieser erstaunlichen Belesenheit, die mir diese frankophile Rumänin voraushatte, bei der es sich – was erschwerend hinzukam – nun ja um meine Frau handelte, kam ich mir vor wie ein Zwerg, der neben einer Riesin einherstolpert, die sich zwischen Eiffelturm, La Defense und Centre Pompidou auch im Schlaf zurechtfinden würde.

Paris empfing uns mit dem heftigsten Sommerregen, was aber die Stadterwanderungslust meiner Frau in keiner Weise bremste. Zwei großen Schirmen zum Trotz waren wir bald klatschnass. Und in unserer Wohnung konnten wir auch nicht bleiben. Nicht etwa, dass es hineingeregnet hätte. Das uns von einem deutschen Architektenfreund überlassene Dachappartement in einem der ältesten Häuser von Paris, nahe den Les Halles, war zwar eine echte Zwergenschachtel, aber alles andere als eine Bruchbude. Im Gegenteil. Es war dermaßen auf Hochglanz saniert, dass wir uns darin nur auf Zehenspitzen

bewegten, immer in Angst, verräterische Spuren der Benutzung zu hinterlassen. Zudem entmutigte uns eine gut und gern zwanzigseitige Gebrauchsanweisung, die etwa die Aufforderung enthielt, die Badekacheln nach jedem Duschen trockenzureiben, um hässliche Kalkflecken zu vermeiden, oder den ultramodernen, äußerst sensiblen Herd so umständlich und langatmig erklärte, dass wir selbst davor zurückschreckten. Kaffeewasser aufzusetzen. Ein deutsches Appartement in Paris!

Schon am zweiten Abend wollte meine Frau nach Hause melden, am Ziel ihrer Sehnsucht zu sein. Dazu brauchte sie eine Telefonkarte, die wir in einem Tabakladen kaufen wollten. Dabei diskutierten wir, selbstredend auf Italienisch, was es kosten könnte, Eltern, Verwandte, Freunde und Bekannte, halb Bukarest also, darüber zu informieren, dass sie leibhaftig in Paris sei.

Der kleine Laden war voller Menschen, die jäh verstummten und sich zu uns umwandten, was mir erst nach einer geraumen Weile auffiel. Erklären konnte ich mir diese Neugierde nicht. Aber als Fußballmuffel hatte ich das Spiel am Abend, bei dem Italien gegen Frankreich verloren hatte, gar nicht mitbekommen. Die Kunden des Tabakladens hingegen schon. Mit dem Hochmut von Siegern wandten sie

sich den vermeintlichen Italienern, also den Verlierern, zu. Neugierig waren sie, zu erfahren, wie wir unsere Niederlage bewältigten.

Der Tabakhändler grinste breit, als meine Frau eine Telefonkarte verlangte. „Na“, fragte er, „wen wollt ihr zu Hause trösten?“

Nun hatte meine frankophile Frau, die das Spiel gesehen hatte, am Abend nicht etwa den Italienern, sondern den Franzosen die Daumen gedrückt, was sie auch vor dem Herrn hinter der Kasse beteuerte. Aber der Tabakhändler grinste nur umso breiter, und die Menschen im Laden kicherten hämisch. Nun hielten sie uns nicht mehr nur für Italiener, sondern für typische Italiener. Mit anderen Worten: für Opportunisten.

Leicht verstört verließen wir den Tabakladen – und als Zwerge. Italienische Zwerge in diesem Fall, ausgelacht von einem halben Dutzend französischer Riesen. Meine Frau nahm die Verwechslung auf die leichte Schulter. Als italienische Zwergin stand sie immerhin noch höher im Kurs denn als rumänische. Und ich sagte mir: Lieber ein italienischer Zwerg, über den man Witze macht, als ein deutscher Riese, der unangenehme Gefühle weckt.

Jan Koneffke (Jahrgang 1960) lebt in Wien und Bukarest. Zuletzt erschien sein Roman „Die sieben Leben des Felix Kannmacher“.